Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937
1928

11.3.1928 (No. 11)

Visual Library

Die Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

17. Jahrg. № 11 — 11. März 1928

Rudolf K. Goldschmit / Journalismus und Sprache

Auch heute noch gilt in weiten Kreisen die Presse als die große Verderberin deutscher Sprache. Das Wort Zeitungsdeutsch hat den unleugbaren Beigeschmack des schlechten, verderbten, verlotterten Deutsch. Wer die erste Auflage von Wustmanns Allerhand Sprachdummheiten nachschlägt, kann einen geradezu fanatischen Haß auf den sprachverderbenden Zeitungsschreiber feststellen. Wohl verraten schon die entsprechenden Schlagworte „Kaufmannsdeutsch", „Juristendeutsch", „Gelehrtendeutsch", daß die Verderbtheit der Sprache auch in dem Stil anderer Berufe gesehen und gefühlt wird; wohl muß eine besondere Untersuchung erst einmal wissenschaftlich Stil und Form des Zeitungsdeutsch feststellen, aber unbeschadet all dieser Einschränkungen wird das schlechte Zeitungsdeutsch als besondere Sprachverderbtheit beurteilt.

Richtig ist die Wichtigkeit und Bedeutung des Deutsch in den Zeitungen für die sprachliche Erziehung des Volkes. Für Millionen Volksgenossen sind Zeitungen heute die einzige gedruckte Lektüre; für viele andre die wichtigste Lektüre. Tag für Tag liest das Publikum das Deutsch der Zeitungen, bildet sich daran sein Sprachgefühl, nimmt Wortprägung, Klang, Rhythmus und Logik der Sätze in sich auf. Das Deutsch der Zeitungen war von je als schlecht verschrien. Schon in den ersten Anfängen der Zeitungen trat als Kläger und Warner ein Mann auf, Stieler, der Verfasser von Zeitungslust und Nutz (1605), und bedauerte, daß die Zeitungen durch ihre Sprachmengen und Fremdwortsucht einen schlechten Einfluß auf den Sprachgeschmack der Leser ausübten. Die Klagen gehen durch die Jahrhunderte, und wenn man auch gelegentlich im Gegenteil Anerkennungen für das Deutsch der Zeitungen hörte, so müssen die ewigen Klagen doch zur Prüfung und zur Nachdenklichkeit führen. Charakteristisch sind ja die Angriffe, die Schopenhauer [1]) gegen das Zeitungsdeutsch richtete. Er kämpft zwar mit derselben Leidenschaftlichkeit gegen das „elende Gelehrtendeutsch". Aber für den Zustand der deutschen Zeitungssprache sind seine Angriffe doch kennzeichnend. Aus Schopenhauers Schimpfereien ist der berechtigte Kern herauszuschälen, das heißt, zunächst zu fragen, woher dieses schlechte Zeitungsdeutsch rührt, zum andern: worin die Fehler dieses falschen Deutsch liegen, zum dritten: worauf die Andersartigkeit der Zeitungssprache beruht, und schließlich: wie das Deutsch der Zeitung von heute geartet werden darf.

Eine moderne Zeitung wird nur zum allergeringsten Teil auf der Redaktion selbst geschrieben. Die Tätigkeit der Redaktion besteht zum größern Teil im Redigieren, Zurechtmachen der Arbeiten anderer. Im lokalen und provinziellen sowie im politischen Nachrichtenteil schleichen sich die meisten Sprach- und Syntaxfehler ein. Das ist aus der Technik der Zeitung erklärlich. Viele dieser oft gelegentlichen Mitarbeiter beherrschen kaum die deutsche Sprache. Sie schicken ihrer Zeitung in ihrem unvollkommenen Deutsch die Meldung über irgendein Ereignis, einen Unglücksfall, einen Vereinbericht ein. Hat der Redakteur Zeit, dann bringt er den Bericht des Reporters in verständliches gutes Deutsch. Wer die tägliche Post einer Redaktion kennt und sich erinnert, daß gerade vor Redaktionsschluß eine große Zahl neuer Meldungen einläuft, die noch für das Blatt verarbeitet werden müssen, der versteht, daß oft einfach die genügende Zeit fehlt, um alle Notizen und Reporterberichte für die Zeitung umzuarbeiten. Die Forderung der Raschheit und Aktualität läßt einfach in vielen Fällen die gediegene langsame Durcharbeitung alles für die nächste Nummer der Zeitung bestimmten Materials nicht zu. Aber zur Ehre der verschrienen Reporter muß festgestellt werden, daß die Lieferanten schlechter, mit Fach- und Fremdwörtern gespickter Arbeiten für die Zeitungen gerade auch in Kreisen akademisch Gebildeter, vor allem der Fachwissenschaftler und Juristen sich befinden.

Als ein sehr gefährlicher Feind eines guten Deutsch in den Zeitungen hat sich lange der Telegraph gezeigt. Wichtige Nachrichten wurden den Zeitungen früher durch Telegramme übermittelt. Da jedes telegraphierte Wort besonders bezahlt werden mußte, suchte der Korrespondent zu sparen, drahtete seinen Bericht in Abkürzungen der Redaktion, die nun diese Telegramme umredigieren mußte. Die der Wortersparnis halber gekuppelten Worte, abgeschnittene Verben, unterdrückte Hilfsverben und gehäufte Substantiva gingen in der Hetze der Redaktionsarbeit sehr oft in die fertige Zeitungsmeldung über. Auch das war in der Zeit des Telegraphen eine der Ursachen des schlechten Zeitungsdeutsch. Heute ist gerade diese Ursache beseitigt, weil, abgesehen vom Ueberseekabel, also Meldungen auf ganz weite Entfernungen, der Telegraph von der Presse überhaupt nicht mehr benutzt wird. Die Zeitung erhält heute durch Telephon oder Rundfunk ihr gesamtes Eilnachrichtenmaterial. Druckfertig in Formulierung nimmt der Telephonstenograph die Meldungen auf. Es braucht nicht mehr am Wort gespart zu werden. Ganze politische Leitartikel, feuilletonistische Betrachtungen und Kritiken werden heute von allen europäischen Hauptstädten den Zeitungsredaktionen durch den Draht oder drahtlos zugesprochen.

Freilich sind mit dieser einen Ursache nun nicht alle Ursachen des schlechten Zeitungsdeutsch beseitigt. Auf den Zeitungsredaktionen sitzen auch heute, wie auf den akademischen Lehrstühlen und an den Richtertischen eine ganze Anzahl Leute, die schlechtes Deutsch schreiben. Das schlechte Deutsch des Journalisten wird nur öfter und deshalb leichter festgestellt, weil es täglich dem Publikum vor Augen tritt, gelesen wird und unter der weitesten Kontrolle steht. Es ist eine Sache allein der Berufsethik und ein Berufsbildungsproblem, daß immer mehr diese Elemente aus dem Journalismus ausgeschaltet werden. Ganz wird dies nie möglich sein, weil eben im Journalismus auch stets Leute außerhalb des Berufs stehend verwandt werden müssen. Das Heer der Dilettanten, das als gelegentliche Reporter oder in kleineren Städten auch als Gerichtsberichterstatter an den Zeitungen mitarbeitet, wird stets auf das Niveau des Zeitungsstils drücken. Zur Ehre des Journalismus muß gesagt werden, daß die Verallgemeinerung vom schlechten Stil der Zeitungen eine willkürliche Fälschung der Tatsachen ist. Die deutsche Presse hat heute eine Reihe ganz ausgezeichneter Stilisten. Aber der Journalist wird, mag er auch einen glänzenden, klaren Stil schreiben, dennoch nie ganz außer Gefahr sein, gelegentlich auch einmal einen Sprachschnitzer, eine falsche Zeitform, ein unangebrachtes Fremdwort, ein falsches Bild zu verwenden. Auch einem so feinen Sprachgeist wie Fontane sind solche Fehler in seinen Kritiken, die er für die Kreuzzeitung und später für die Vossische Zeitung schrieb, untergelaufen.

Wer so viel, so rasch und so oft schreiben muß — unabhängig von Laune und Arbeitsstimmung — wie der Journalist, der wird auch infolge der Hetze oder aus Uebermüdung seinen Stil durch Klischeebilder, inhaltlose Phrasen oder das Gegenteil: gesuchte Wendungen drücken. Ein ernster Journalist wird als oberstes Gesetz das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit gegenüber den öffentlichen Interessen ansehen. Dazu gehört auch die Sprache.

[1]) Schopenhauer. Ueber Schriftstellerei und Stil. Paragraph 14.

Besserung des Stils, Vermeidung der Fehler ist nur durch ununterbrochene Selbstzucht und Selbstbeobachtung möglich. Aber dabei darf nicht unterlassen werden, immer wieder zu betonen, daß der Zeitungsstil nicht schlechter ist, als ein andrer Berufsstil. Er ist freilich anders geartet, und diese Anders-Art wächst aus der besonderen Aufgabe des Zeitungsschreibers: alle Probleme zu aktualisieren. In dieser Forderung liegt die Pflicht, die Aeußerungen so zu formulieren, daß die Probleme dem Zeitungsleser ohne Unterschied der Bildung nahegebracht werden. Damit kommen wir zu den Stilproblemen der Zeitung. Im Gegensatz zu Löbl, der in seinem ausgezeichneten Buche [2]) leugnet, daß es einen eignen Zeitungsstil gäbe, muß für die heutige Presse die Existenz eines solchen besondern Stils, einer besondern Schreiberfordernis betont werden. Das ist nicht überflüssige Theorie, weil gerade einige der bekanntesten, aber oberflächlichsten Urteile über den Stil der Presse aus dieser völligen Verkennung der Zeitungssprache zu erklären sind. In seinem schönen biographischen Hymnus auf George macht Gundolf über Heinrich Heine und seinen angeblichen Einfluß auf den Stil der Zeitung und der Zeit folgende Bemerkung: [3])

„Den Riß zwischen dem Zeitalter Goethes und der Zersetzung bezeichnet allerdings ein Genie, dessen Sprache eben als die Lautwerdung dieses Risses eine überpersönliche Bedeutung und Wirkung hat: Heinrich Heine. Er hat die letzten bald fiebrig gesteigerten, bald erschlafften Kräfte der sterbenden alten Welt noch einmal heraufgereizt und sie in den Dienst der Modernität, des bloßen Zeitalters gestellt, die Zauber der goethischen Sprachhöhe am gierigen Heut erprobt und die Weihe dadurch zum Reiz gemacht. So ist er der Begründer des Journalismus geworden, des Tagesdienstes. Er ist das als voreilender Meister, was seitdem Unzählige als arme Sklaven sind: Journalist bis in seine Lyrik hinein, während Goethe noch bis in seine Tagesarbeiten hinein Dichter, Träger der überzeitlichen Schau war."

Diese Darstellung Gundolfs bedarf einer besonderen Korrektur, weil sie — in einem gerade von Gebildeten gelesenen Buch stehend — nach der historischen Seite falsch ist und nach der prinzipiellen Seite zu schiefen Urteilen verleitet. Jener Verflachungsstil, der nach Gundolf „dem Ladenschwengel den Ton des Priesters (!), dem Redner die Lyrik, dem Bänker (?) die Salbung ermöglicht", ist nicht von Heine geschaffen; er ist nicht Stilprodukt einer Persönlichkeit, sondern Ergebnis einer Zeit. Nicht Heine, sondern schon dreißig Jahre vor ihm Görres, Friedrich v. Cölln, Perthes und Kotzebue waren die ersten Journalisten, welche den besondern Zeitungsstil, den Stil der Aktualisierung, schufen. Die feuilletonistische Durchsetzung des (politischen und religiösen) Sachstils erfolgte gleichfalls nicht durch Heine allein, sondern durch jene politischen Zustände zwischen 1815 und 1848, da es den Zeitungen unmöglich war, alles im politischen Teil zu sagen, und sie gezwungen waren, mit der politischen Diskussion und Polemik „unter den Strich" und in die verhüllte Form des unterhaltenden Feuilletons zu flüchten. Zu allen Zeiten — auch vor dem Aufkommen des aktualisierenden Zeitungsstils — haben die großen Journalisten von Luther und Hutten bis auf Treitschke und Spengler ihre Sprache geformt und gedehnt im Hinblick auf Absichtwirkung und Wirkungssphäre: sind als Redner bald lyrisch, als Schreiber bald Priester, bald Agitator gewesen. Was Gundolf meint, ist die Entstehung des neuen Zeitungsstils. Durch eine falsche Relation — er stellt Beziehungen zwischen Dichtung und Journalistik auf verkehrten Ebenen her — kommt er zu seinem Fehlurteil.

Der Stil der Presse ist bestimmt durch ihre Wirkungsaufgabe. Der Fachgelehrte wendet sich nur an den engen Kreis seiner Zunftgenossen; der Dichter legt subjektives Bekenntnis ab; er bestimmt ohne Rücksicht auf bestimmte Leser den Atem und die Form seiner Sprache. Der Journalist muß wie der Agitator eine Sprache reden und schreiben, die alle verstehen. Er soll, wenn er seine Sendung erfüllen will, sich an alle, ohne Unterschied der Bildung, wenden. Im Feuilleton verbietet oft schon das Thema eines Aufsatzes das allgemeine Interesse, und der Qualitätsjournalist hat oft einen so ausgeprägten persönlichen Stil, dessen Verstehen eine gewisse Bildungshöhe voraussetzt, daß diese wenigen Mitarbeiter der Tagespresse ausscheiden. Aber im allgemeinen gilt für den Stil des Journalisten der Grundsatz der Verständlichkeit für jedermann. Alles, was diesem Allgemeinverstehen im Wege steht, muß vermieden werden: Fremdwörter, lange, verschlungene Perioden, Schachtelsätze; er muß klar und deutlich schreiben. Er muß über die große Kunst verfügen, auch schwerer verständliche, verwickelte Probleme und Dinge, Erfindungen und allgemein interessierende Streitfragen der Wissenschaft verständlich darzustellen; es ist die Aufgabe und die Pflicht des Journalisten, zu popularisieren und zu aktualisieren. Er muß also nicht nur leichtfaßlich, sondern auch interessant schreiben. Durch die Wahl der Ueberschrift, durch die Art der äußern Druckaufmachung, durch die Art der sachlichen Gliederung und der sprachlichen Formulierung, die des Wertes der Spannung nicht entbehren kann, muß er den Leser anziehen und fesseln. Das setzt eine ganz persönliche Veranlagung und ein fein entwickeltes Sprachgefühl voraus. Aber diese Begabung hat nur Wert, wenn sie jederzeit in Bereitschaft steht. Der Journalist muß diese Begabung kommandieren können. Diesen psychischen Voraussetzungen des journalistischen Berufs und seiner Wirkung auf die Sprache einmal nachzugehen, ist eine interessante stilkritische Aufgabe. Als einen der Mängel und Nachteile dieser Situation wird man dabei auch die allzu große Bereitwilligkeit der Presse, geflügelte Worte zum Schlagwort und damit abgegriffen zu machen, feststellen müssen. Seit dem Kriege hat die deutsche Presse auch die amerikanische Sitte der mehrspaltigen Ueberschriften eingeführt und der Bildung und Entwertung von Schlagworten zweifellos Vorschub geleistet.

Die Presse ist wie keine andere geistige Organisation an den Tag gebunden. Deshalb ist das schiefe Urteil Gundolfs auch erklärlich, wenn man sich der geistigen Situation des George-Kreises erinnert, der isoliert vom Tage in starker Bindung an die Vergangenheit steht und sich bewußt einen Stil ausgebildet hat, der nur aus dem Bildungserlebnis verstanden werden kann. Solche esoterischen Kreise haben gerade in der Zeit drohender Verwischung geistiger Werte ihre hohe erzieherische Bedeutung. Sie dürfen aber Geltung nur als Beispiel beanspruchen für die Art, wie man geistige Zucht üben kann, nicht als Vorbild, das zu Manieriertheit führen würde. Wie der George-Kreis in seinem bewußten Willen zu aristokratischer Distanziertheit den allgemein verständlichen Stil der Zeitung ablehnen muß, und das um so mehr, je mehr durch diesen Stil die scholastische, selbstgewählte und asketisch wirkende Einsamkeit des Kreises als abseitig erscheint, so muß die Zeitung, obwohl Angehörige des George-Kreises sich gelegentlich journalistisch versuchen, den Stil dieses Kreises als eigenbrötlerisch verschroben, sektiererhaft ablehnen. Diese Differenziertheit beruht auf der Verschiedenheit der Aufgaben im geistigen Leben. Es wäre kokett, wollte man eine Selbstdifferenziertheit herauslesen. Daß die zuchtvolle, auch in aller Manieriertheit begrifflich scharfe Sprache des George-Kreises die Sprache des Zeitungsschreibers gerade wegen ihrer Strenge günstig beeinflussen kann und ihn immer wieder vor Abgleiten in zuchtlose oberflächliche Verwaschenheit bewahren kann, ist klar.

Die Zeitung übt einen starken Einfluß auch auf die Entwicklung der Umgangssprache aus. Damit wird aber ein Problem berührt, das mit andern zusammengehörigen Problemen die Frage anschneidet, ob und inwieweit die Zeitung Volksbildnerin und Volkserzieherin ist oder sein könnte.

[2]) Kultur und Presse, Leipzig 1903.
[3]) George, von Frd. Gundolf, Berlin 1920. S. 11 ff.

O. E. Heilig / Der Traum vom Glück unterm Holder

Eine Pfälzer Sage

Die Mannheimer Geschichtsblätter, Jahrgang 1922, buchen folgende Sage aus Heiligkreuz bei Großsachsen (Amt Weinheim): Ein unter einem Hollunderstock schlafender Einwohner hörte eine Stimme ihm zurufen:

„In Straßburg auf der Brück,
Da blühet dir dein Glück."

Erwacht, machte er sich alsbald auf den Weg nach Straßburg, um sein Glück zu suchen. Ein auf der dortigen Brücke als Schildwache stehender Soldat, dem er den geheimnisvollen Traum erzählte, antwortete ihm: er hätte nicht soweit herzukommen brauchen; denn gerade unter dem Holderstock, unter dem er geschlafen und geträumt, liege ein Schatz vergraben. Der Mann kehrt heim, hebt den Schatz, der tatsächlich unter dem Holderstock liegt, und baut sich damit ein Haus.

Die Heiligkreuzer Sage begegnet auch anderwärts in ähnlicher Gestalt, so z. B. in der ehemaligen pfälzischen Residenz Birkenfeld, wo sie sich an einen Kaufmann Niclas Engel knüpft, der mit Hilfe der Birkenfelder Kirchenbücher am Ausgang des 16. Jahrhunderts tatsächlich als geschichtlich nachgewiesen ist. Ferner gibt es eine pfälzische Sage vom „Stolzenburger Schatz", die von der Mannheimer Brücke handelt; auch das Paderbornische kennt eine Spielart der Sage.

Im 17. Jahrhundert finden wir eine ganz ähnliche, allerdings stark ausgeschmückte Geschichte im „Judas", des berühmten Kanzelredners und Volksschriftstellers Abraham a Sancta Clara erzählt, der sie in seiner sagenreichen Heimat Kreenheinstetten (am Heuberg) als Knabe gehört haben mag. Sie lautet:

„Zu Dordrecht in Holland war vor nit gar vielen Jahren einer, welcher sein sauber all das Seine durch stete Schlemmerei verschwendet. Dieser Schwärmer hatte nächtlicherweile einen Traum, und es dünkte ihn, als sehe er einen Mann mittleren Alters und feiner Leibesgestalt, welcher ihm seinen sträflichen Wandel sattsam zu Gemüte führte und ihm daneben stark einredete, er solle sich unverzüglich nach der Stadt Kämpen (offenbar Kempten) verfügen; denn allda werde er auf der Brucken einen Menschen antreffen, der ihm gewisse Mittel werde an die Hand reichen, wodurch er zu dem vorigen Vermögen gelangen könnte. Er erwachte endlich; vermerkte, daß es eben ein Traum sei, bildete ihme (sich) aber dennoch ein, es müßte etwas dahinter sein. Gehet deswegen den geraden Weg von Dordrecht nach Kämpen, verweilet daselbst einen ganzen Tag auf der Brucken, wird endlich über sich selbst zornig, daß er einen so nichtigen Traum so festen Glauben gegeben und beschließet bei sich, mit langer Nase wieder nach Hause zu kehren. Indem aber redet ihn ein Bettler an, fragend: warum er eine geraume Zeit so bestürzt auf- und

iedergegangen sei? „Ei", sagte er „es hat mir geträumt, daß h an diesem Orte werde ein Pflaster über meine Wunden, will ngen einen Schlüssel zum vorigen Glück finden". „Finden, ja nden", sagte der Bettler; „eine Narrenkappen wirst du da er- ppen. Ist das nit eine ungereimte Torheit, an einen Traum lauben und deswegen eine solche Reise zu unternehmen? Du ußt wohl ein leichtgläubiger Tropf sein! Auf solche Weise hätte h schon längst müssen nach Dordrecht reisen, alldorten einen chatz zu suchen unter einer Dornhecken in diesem und diesem arten, wie es mir geträumt." Und nun erzählet er den Traum it allen Umständen, aus welchem der Holländer augenscheinlich ahrgenommen, solcher Ort sei in seines Vatters Garten. Er ellte sich aber, als achte er alles dieses wenig, gibt dem Bettler n freundliches „Behüt dich Gott!", eilet nach Hause nach Dor- recht, gräbt unter gedachtem Dorngesträuche und findet wahr- ftig einen großen an Gold und Silber reichen Schatz Daß eser Traum, auf welchen solche gewünschte Wahrheit gefolget, solle sein von Gott gekommen, das ist ein harter Zweifel; (ich) glaube es erst, wann die Eselin des Propheten Balaam wird „Ja" dazu sagen. Denn dieser gewissenlose Schlemmer hat solche Gnade von dem beleidigten Gott nicht verdient, sondern — allem Anschein nach — hat der arglistige Satan, dem dergleichen ver- borgene Schätze wohl bekannt, diesem lasterhaften Gesellen solches geoffenbart, damit er wiederum Mittel und Gelegenheit habe, seinen verdammten Luderwandel weiterzutreiben und an die Sün- den neue Missetaten zu knüpfen."

Nach neuester Forschung ist fragliches Sagenmotiv nicht deut- schen Ursprungs. Es ist nachgewiesen, daß der betreffende Sagen- stoff zur Zeit der Kreuzzüge aus dem orientalischen No- vellenschatz in die altfranzösische Heldenepik übernommen wurde und von da ins Volk gedrungen ist. Die Sage ist also eine der vielen literarischen Gebilde, die unser Volk als gesunkenes Kulturgut aufgenommen hat, und erscheint als echter Wandertyp in der oder jener örtlichen Einkleidung.

Anna M. Babberger / Drei Gedichte über allerhand Tiere

Der Skarabäus

Es schafft aus dem was ihm gefällt
jedwedes Wesen seine Welt.
Der Skarabäus seinerseits
er findet darin einen Reiz
sich just mit dem g'rad' zu befassen,
was andre gerne liegen lassen.
Er scheuet keine Mühe und
dreht es vollkommen kugelrund.
Und wenn er so sein Haus bestellt,
rollt er's wohin es ihm gefällt,
Legt dann sein Ei und sorgt mit Fleiß,
daß man um seinen Nachwuchs weiß.

Der Tintenfisch

Der Tintenfisch von Zeit zu Zeit
spritzt eine dunkle Flüssigkeit.
Dann sitzt er erstlich mal im Trüben,
(was manche an und für sich lieben),
und tut, man kann ihn schlecht erwischen,
recht herzhaft dann darinnen fischen.

Ist von den dunkelen Geschäften
er wieder wohlauf und bei Kräften,
dann breitet er die Arme gern
und ist so etwas wie ein Stern.

Ach ja, was gibt's da lang zu klügeln,
man kann ihn leider nicht verprügeln,
denn Schläge in so trübe Massen
soll wegen sich man lieber lassen.

Das Ungeheuer

Es spektakelten die Krähen:
so und so hätt's ausgesehen.
Schon die Art wie es geflogen
sei bedenklich und verlogen.
Nein, es sei ihm nicht zu trauen,
unter Federn, taubengrauen,
berg' es lange Raubtierklauen.
Auch verpeste tagelang
es die Lüfte mit Gesang.
Ja, man müß' die Gegend fliehen
oder redlich sich bemühen,
unbedingt mit allen Mitteln
auf den Boden es zu knütteln.

Und als dieses ward beschlossen,
stürzten sie sich unverdrossen
gierig schnabelnd auf ein Aas.

Hoch auf einem Baume saß
eine Amsel friedlich pfeifend
und im fernsten nicht begreifend,
daß, was jubelnd sie bewegte
andern Orts viel Stank erregte.

Roland Betsch / Die Kreuzspinne

Ein abenteuerliches Erlebnis

Ich war als junger Maler von Sizilien gekommen und wan- e nun durch das heiße Süditalien, um langsam und mühevoll ber meine Heimat zu erreichen. Der Brand des Tages hatte ne Glieder erschöpft. Als der Abend kam, war ich weitab von schlichen Wohnungen und da zudem meine gesamte Barschaft p zwei Lire betrug, beschloß ich, in einem nahen Olivenhain nächtigen. Schon wollte ich seitwärts über die ausgedörrten ber gehen, da sah ich in der Dämmerung zwei blendend helle eraugen auf mich zukommen. Ein weißes Auto, in eine wir- de Staubwolke gehüllt, kam in rasender Fahrt die Landstraße r. Merkwürdigerweise stoppte der Wagen ab, und als er bei mir war, sah ich wie der Führer und einzige Insasse die dbremse zog und den Wagen zum Stehen brachte.

„Wollen Sie mitfahren, Signore?" fragte der Fremde und te mich finster forschend an. Mir war etwas beklommen zu- und wenn ich sein Anerbieten trotzdem annahm, so geschah nur, weil ich hoffte, menschliche Siedelungen und vielleicht halbwegs anständiges Obdach zu finden. Ich stieg also ein nahm an seiner Seite Platz.

Ohne etwas zu sagen, gab er sofort Gas und fuhr in einem bezu phantastischen Tempo durch die süditalienische Nacht. Nie ich einen Menschen so fahren sehen! Er fraß sich wie ein ß in die Dunkelheit; er würgte die Straßen ab. Niemals ich erlebt, daß ein Mensch so fuhr! Er ging mit vollem Gas e Kurven, hing, fast lässig zurückgelehnt am Steuer und hatte, Blick nach vorn gerichtet, etwas dämonisch Besessenes. Un- tlich, daß ein Mensch bei dieser Geschwindigkeit seine Nerven, fast erstarrte Ruhe behalten konnte. Ich wagte nicht, zu , ich saß steif, mit starren Augen in das graue Band der ße stierend, das unaufhörlich strichartig sausend vom Wagen luckt wurde. Ich weiß nicht wie lange wir fuhren, ich weiß daß das Tempo dieses Mannes fast etwas Unbegreifliches, etwas Genialisches hatte. Nach geraumer Zeit bog er in einen Seitenweg ein und fuhr nun mit abgestopptem Tempo auf einen Häuserblock zu, der beim Näherkommen mir wie ein Schloß er- schien.

Wir fuhren durch ein Tor in den Hof und dort forderte der Fremde mich auf, auszusteigen, gleichzeitig mich bittend, ich möchte für den Abend sein Gast sein. Ich war betroffen von dieser Ein- ladung, folgte aber willenlos in das düstere Haus und wurde in ein Zimmer geführt, das mir für die kommende Nacht angewiesen war. Als ich mich allein in diesem Raum befand, schaute ich mich beklommen um, immer noch nicht begreifend, wie ich eigentlich auf so wundersame Weise hierhergekommen war. Das Zimmer machte einen altertümlichen, ja fast toten Eindruck, war mit kunstvoll ge- fertigten Möbeln aus dem siebzehnten Jahrhundert versehen und mit einem außerordentlich feinen Gobelin geschmückt, ein Werk asiatischer Kunst, wie ich feststellen konnte. Was mir besonders auffiel, waren zwei große Spiegel, die nebeneinander an der Wand hingen und in diesen sonst harmonischen Raum mir nicht zu passen schienen. In einer getrennten Abteilung des Zimmers, durch einen japanischen Seidenschirm abgeteilt, befand sich ein Bett.

Ich hatte nicht lange Zeit, zu verweilen, denn kurz nachdem ich mich notdürftig gewaschen und gereinigt hatte, klopfte es an und es erschien ein alter Diener, der mich freundlich aufforderte, ins Speisezimmer zum Essen zu kommen. Dort eintretend, traf ich meinen seltsamen Gastgeber und bei ihm drei Herren, die mich freundlich und mit kavaliermäßiger Höflichkeit begrüßten und will- kommen hießen, während die Miene meines Gastgebers selbst, auch verbindlich und zuvorkommend, so doch finster verschlossen und grüblerisch forschend blieb. Es gab ein erlesenes Essen, zu dem man Asti Spumante und Rotwein trank, in dessen Verlauf aber nur wenig gesprochen wurde. Nach Beendigung des Mahles er- hoben wir uns und wurden vom Gastgeber in ein Musikzimmer

geführt, wo er mich aufforderte, in einem Ledersessel Platz zu nehmen. Die vier Herren gruppierten sich nun um ihre Pulte und machten sich zum Musizieren bereit. Mein Gastgeber spielte das Cello. Ich saß im Sessel, in einem matten Dämmerlicht und sah vor mir die durch flackernde Kerzen erleuchtete Musikantengruppe wie etwas Gespenstisches, wie eine traumhafte Spiegelung fast, die von Licht hell umrahmt mir in die weite Ferne gerückt schien. Sie fingen jetzt an zu musizieren und spielten jenes wundervoll perlende Streichquartett in E-minore von Tschaikowsky. Ich war berauscht von diesen strahlenden Klängen, dies um so mehr, als ich Monate lang mich kümmerlich, ein Bettler fast, durch die Unwirtlichkeit einer mir trostlosen Landschaft geschleppt hatte und fern gewesen war von einer solch wohltuenden Seligkeit und ruhevollen Melancholie, wie sie hier mich umgab.

Während der zweite Satz, jenes melodienströmende Adagio in H-majore gespielt wurde, geschah etwas Seltsames. Ich beobachtete, wie von der Decke herab eine riesige Kreuzspinne sich langsam herabließ, in der Luft schwebend wenige Sekunden verweilte, sich dann auf den Boden senkte und zum Stuhl meines Gastgebers lief, wo sie sitzen blieb und während des ganzen Spiels unbeweglich verharrte. Ich weiß nicht, warum dieser Vorgang mich dermaßen staunend bewegte und warum ich immerfort auf dieses Tier schauen mußte, das mit einer seltsamen Plastik sich in mein Blickfeld geschoben hatte und das nun dort saß, als hätten die Klänge der Saiteninstrumente es herbeigelockt und als würde es dem Spiel der vier Musikanten aufmerksam und versunken zuhören. Als das Quartett zu Ende war, erhoben sich die Herren und ich glaubte, zu bemerken, daß mein Gastgeber einen flüchtigen Blick nach seinem Stuhle warf, als ob er dort etwas suchen würde. Die Spinne aber war verschwunden.

Wir saßen noch eine Weile beisammen und einer der Herren erzählte eine Geschichte, die sich auf seinen Reisen zugetragen hatte und die in einem indischen Bungalow spielte, wo ein Fakir ihnen die seltsamsten Dinge gezaubert hatte. Dann verabschiedeten wir uns und ich war wenige Minuten später schon in meinem Zimmer.

Ich zündete eine Kerze an und schaute mich nochmals in dem toten Raum um. Innerlich zu sehr erregt von der Einwirkung des verflossenen Schauspiels, fühlte ich keinerlei Schlafbedürfnis, ja, ich war heller wach als am Tage und trat nun zum Fenster, um einen Blick in den nächtlichen Park zu werfen. Da glaubte ich, hinter mir ein Geräusch zu hören, das mich leise erschreckte. Ich schaute mich um und sah tief erstaunt und von Bangnis angeweht, wie der eine große Spiegel sich plötzlich wie eine Geheimtüre lautlos öffnete und eine Gestalt langsam zu mir ins Zimmer trat. Es war eine junge Frau von blühender Schönheit, aber, wie mir schien, keine Italienerin, sondern mehr der germanischen Rasse entstammend. Sie legte im Näherschreiten, mich an Stillschweigen und Verschwiegenheit mahnend, zwei Finger auf den Mund und trat dann zögernd auf mich zu. Ich war so bestürzt von ihrem Erscheinen und so geblendet von ihrer Lieblichkeit, daß ich kein Wort über die Lippen brachte.

„Erschrecken Sie nicht vor mir!" sprach sie leise, „ich darf nicht lange hier verweilen. Nur wenige Minuten. Nur in der Nacht kann ich mit Fremden sprechen und bei ihnen sein. Haben Sie diese wundervolle Musik gehört? Lieben Sie Tschaikowsky?"

„Ich habe sie gehört", antwortete ich stockend, „aber wer sind Sie? Wie — — kommen — — Sie zu mir — — herein?!"

„Fragen Sie nicht danach! Es gibt so vieles, was wir nicht begreifen. Wir sind ja von Wundern umgeben. Fragen Sie nicht! Wir alle wissen nicht, wer wir sind und woher wir kamen. Vielleicht sind wir dunkle Wesen; vielleicht sind wir tot; vielleicht sind wir Spinnen!"

„Spinnen?!" fragte ich betroffen, „Spinnen?!" Ich war sinnlos verwirrt, denn sofort fiel mir das Tier ein, das sich während des Spieles von der Decke herabgelassen hatte. Warum sprach sie von Spinnen?!

„Fragen Sie nicht! Wissen Sie, daß man auf dieses Adagio tanzen kann? Alle Musik ist nur um des Tanzes willen."

Ich stand unbeweglich und sah nun, wie die Frau anfing, sich in anmutigem Spiel zu einer mir verborgen klingenden Musik im Kreise zu drehen in graziös schmiegsamen Bewegungen, teils nach rückwärts gebeugt, teils wieder auf den Zehen libellenhaft schwebend und dergestalt einer wohlgeformten Plastik gleichend, die durch irgend ein geheimes Wunder zum Leben erweckt wurde.

Schließlich schien sie in einem Zustand der Erschöpfung zu sein, kam in flatternden Bewegungen auf mich zu und sank mit geschlossenen Augen in meine Arme. Ich umfing dies fremdartig blühende Wesen voll tiefer Inbrunst, hatte die Gewißheit eines unerhörten Erlebnisses und dann fühlte ich, wie meine Lippen mit den ihren in schmerzlicher Süßigkeit sich vereinten. In dieser stummen Liebkosung verweilten wir einige Zeit, da riß die Schöne sich plötzlich erschrocken los, flüchtete aus meinen Armen und eilte nach der offenen Spiegeltür. Ehe ich es zu begreifen vermochte, war sie verschwunden.

Ich war allein. Lange stand ich unbeweglich auf der gleichen Stelle und war im Banne der lieblichen Szene, die wie ein duftbeladener Nachtwind an mir vorübergerauscht war. Ich trat zum Spiegel, untersuchte genau das Gefüge, konnte aber keine Spur einer geheimen Tür finden. Im Spiegel selbst sah ich meine Gestalt, aber nur schattenhaft matt und halb erblindet. Es war lange nach Mitternacht, als ich endlich das Bett aufsuchte und als der Morgen graute, lag ich immer noch mit wachen, suchenden Augen.

Ich blieb noch zwei Tage in diesem Haus, ging heimlich a die Suche nach meiner Schönen, konnte sie aber nirgends zu s sicht bekommen. Jeden Abend kamen die Herren zu Tisch, ging dann ins Musikzimmer und spielten das Quartett eines klassisch Meisters. Ich aber saß im Ledersessel, hörte die rauschenden Akko und beobachtete, wie die riesige Kreuzspinne von der Decke niederließ, zum Stuhl meines Gastgebers lief und dort lausche bis zum Ende des Spieles verweilte. Ich selbst konnte dieses Er kaum erwarten, brachte es mich doch der Erfüllung meiner Se sucht näher. In jeder Nacht nämlich erschien die Schöne durch Spiegeltür und wir genossen wenige Minuten eines köstlichen B sammenseins.

In der dritten Nacht, als sie vor dem Gobelin tanzte und sie dann berauscht in die Arme schloß, glaubte ich nur für e blitzhafte Sekunde das Antlitz meines Gastgebers zu sehen, sich in dem geöffneten zweiten Spiegel mit der Grimasse eines Tode erschrockenen Menschen zeigte und sofort wieder verschwa

Am darauffolgenden Abend wurde ein Quartett von Mo gespielt. Während des ersten Satzes schon erschien die Kreuzspin meine seltsame Mithörerin. Als der Satz zu Ende war, lag e auffallend drückende Schwüle im Raum, die in mir die Emp dung auslöste, es müßte irgend etwas Unerhörtes sich ereign Als ich solches dachte, erhob sich mein Gastgeber, schob den S beiseite und zertrat die Spinne mit dem Fuß. Ohne etwas sagen und ohne daß ich eine Veränderung an ihm hätte feststel können, setzte er sich gelassen wieder auf den Stuhl und d schmolzen auch schon die Klänge des Andante cantabile durch Zimmer.

In dieser Nacht kam meine wunderliche Freundin nicht. wartete vergeblich auf sie. Der Spiegel öffnete sich nicht, Raum blieb tot. Wohl aber klopfte es kurz nach Mitternach meine Tür und als ich öffnete, stand mein Gastgeber draußen.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitten muß, Signore, noch dieser Nacht mein Haus zu verlassen. Besondere Umstände —"

„Aber — — warum? — was — hat sich — ereignet —?" war aufs tiefste bestürzt und stand wie in einem Nebel der V wirrung, die Gewißheit in mir tragend, daß etwas Grausiges ereignet haben müsse.

„Meine — Frau — — ist heute nacht gestorben!" sprac eindringlich und gab mir durch eine Geste zu verstehen, ich mi ihm folgen. Ich tappte hinter ihm durch dunkle Gänge; wor denn das Entsetzen schnürte mir die Kehle zu.

Wenige Minuten später saßen wir in dem weißen Auto fuhren davon. Die Geschwindigkeit, mit der er fuhr, grenzte Bizarre. In hexenmäßiger Fahrt zerstörte er jegliches Ge für Ort und Entfernung. Es wird mir ewig unfaßlich ble wie ein Mensch kaltblütig ein solches Tempo ertragen konnte. brauste durch die Nacht wie ein Meteor. Irgendwo in der N eines Dorfes hieß er mich den Wagen verlassen, drehte um war bald von der Nacht verschluckt. —

Was soll ich noch erzählen! Mein Erlebnis ließ mir Ruhe. Am andern Tage ging ich auf die Suche nach dem Sc Ich fragte Leute der Gegend aus und erfuhr von ihnen nur w Ein alter Mann nannte mir sechs Wegstunden entfernt schloßähnliches Gebäude, das aber verlassen und zurzeit nur einem Verwalter bewohnt sei. Ich machte mich sofort auf Weg und fand in der Tat das benannte Haus, das inmitten e prächtigen Parkes stand. Eintretend, traf ich auch den Schloß walter, einen alten, gebückten Mann, der mir neugierig blin entgegenkam und den ich nach den Bewohnern des Anw fragte. Da schüttelte er den Kopf und berichtete mir folgen Der Besitzer des Schlosses, ein italienischer Graf, sei mit s jungen Gemahlin, einer deutschen Tänzerin, vor drei Jahre einer wahnwitzigen Automobilfahrt tödlich verunglückt. Der Graf sei ein bekannter Rennfahrer, gleichzeitig auch ein g Musikliebhaber gewesen. Mehr wollte er mir nicht erzählen, sah ich seinem Mienenspiel an, daß es ihm lieb gewesen w wenn ich ihn nunmehr verlassen hätte. Erst auf meine wi holten Bitten erklärte er sich bereit, mir das Innere des Sch zu zeigen.

Da trat ich denn staunend durch die mir bekannten Rä schritt durch das Eßzimmer und kam in das angrenzende M zimmer, wo ich den Ledersessel sah, in dem ich gesessen hatte, der Ecke lehnte ein Cello an der Wand. Ich kam auch mit kl dem Herzen in den Raum, wo ich geschlafen. Unruhig gew trat ich ein und dort traf es mich wie ein Blitzschlag. Mein Blick fiel auf die beiden großen Spiegel. Aber es waren Spiegel mehr, es waren prunkvolle Oelgemälde, darstellend nen Gastgeber und jene schöne Unbekannte, die unter dem M tiefer Nächte zu mir gekommen war und die ich für flüch Sekunden in den Armen gehalten hatte.

Der Verwalter sah meine Bestürzung und wiegte sa den Kopf.

„Es hat eine sonderbare Bewandtnis", sprach der flüs auf die Bilder deutend, „eine sonderbare Bewandtnis hat d dem Tod dieser beiden. Eifersucht, — oder Sonderlingsla Krankhafte Ideen, —! Der Tod soll — nicht — ganz unfre gewesen sein!"

Eine Stunde später wanderte ich die glühende Landstraß lang, immerfort grübelnd und nach Erkenntnis suchend. Ich keine Erklärung für mein Abenteuer, aber ich hatte den W dieses Land zu verlassen.

Schriftleiter: Karl Joho. Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt"